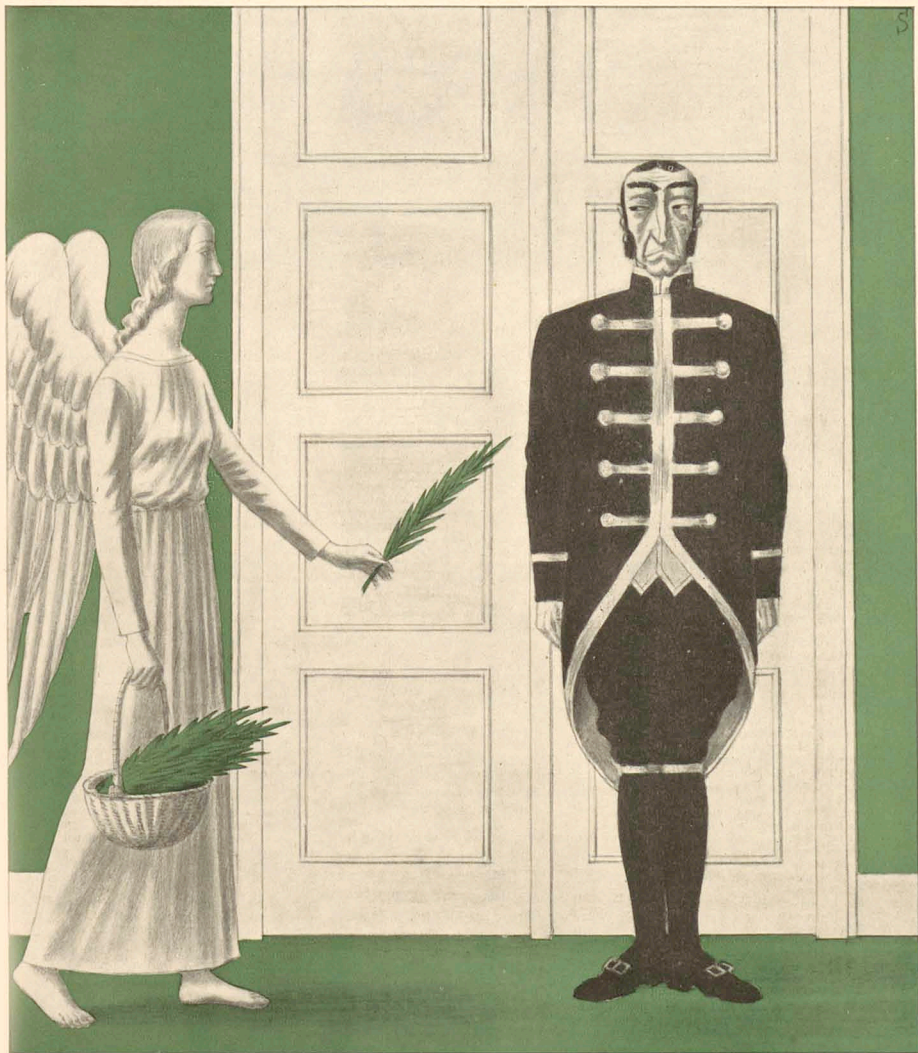


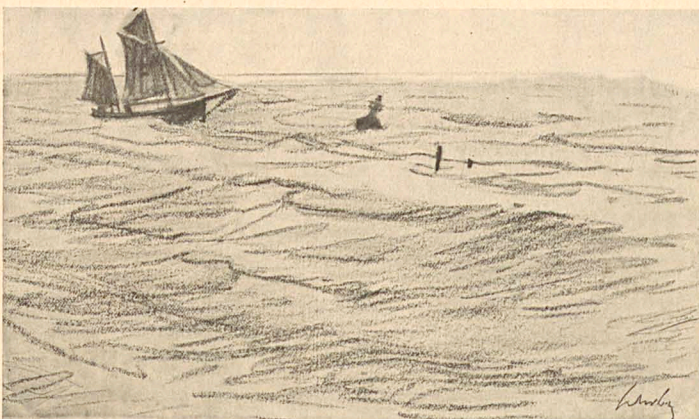
SIMPLICISSIMUS

Segen des französischen Parlamentarismus

(E. Schilling)



„Nein, Madame! Wenn eine Regierung nicht weiß, ob sie morgen noch vorhanden ist, hat sie keine Zeit für Nebensächlichkeiten.“



Der Familientag / Von Alfred Baresel

Einmal im Jahr, hat meine Frau gesagt, müssen wir die Verwandten zu uns einladen. Das gehört sich so. Es wird Tee und Sandwiches geben. Ich stehe in der Küche und helfe die Brötchen zuzubereiten. Ein hart gekochtes Ei in kleine Scheiben schneiden, die Scheiben zerlich auf dünne Weißbrotschnitten legen, das beruhigt. Ich bin in der Tat etwas aufgeregt, denn diesmal wird Kusine Lore dabei sein, die ich seit einundzwanzig Jahren nicht gesehen habe. Und Kusine Lore habe ich einmal bis zur Unvernunft geliebt.

Gut, ich will die Geschichte beim Eierschneiden noch einmal durchdenken. Vielleicht, daß ich sie dann endlich los werde. Dann will ich Lore ganz unbefangen gegenüber treten, wenn sie mit dem kleinen Rechnungsrat ins Zimmer kommt. „Guten Tag, liebe Lore“, werde ich sagen. „Weißt du noch, wie wir damals in Paris zusammen waren? Oh, das war eine schöne Zeit, nicht wahr?“

Gewiß, zunächst war es wirklich sehr schön. Als Kusine Lore im Frühjahr 1914 nach Paris kam, wo ich damals studierte — ich sollte ein bißchen auf sie aufpassen —, da verliebte ich mich Hals über Kopf in sie. Lore schloß sich mir gern an, in der fremden großen Stadt, und wir wuchsen mehr und mehr zusammen. Wir wurden ein unzertrennliches Frauenspaar und machten Pläne für die Zukunft.

Da kam die Sache mit George Degullie, die mich so viel Nervenkraft gekostet hat. Erst machte ich ihr lächelnd Vorwürfe, aber sie sagte, es sei ganz gefahrlos, und es sei nur die Atmosphäre dieser Stadt, die sie ein wenig verwirre. Aber meine Eifersucht wuchs und bereitete mir schlaflose, grüblerische Nächte. Ich griff Lore stärker an, sie wurde hartnäckiger, ja eigensinnig. Wir lebten in einer unerquicklichen Zeit des Zerredens der Dinge, und dennoch liebte ich sie.

Da drohte Krieg, wir mußten schnell heimreisen, und der ganze Spuk schien verfliegen. Im überfüllten Zuge, der uns am Vorabend der großen Entscheidungen nach Deutschland zurückbrachte, stand Lore eng neben mir, sie drückte mir immer wieder verstanden die Hand. „Nun wird alles gut“, sagte sie. „Meinst du?“ Sie nickte.

Nein, es wurde nicht alles gut. Ich säbele auf das gekochte Ei los. Ruhig bleiben, gleich wird Lore ins Zimmer treten, und du sollst ihr unbefangen begegnen. . . . Aber dies bleibt unverständlich, daß sie zum zweitenmal unaufrichtig zu mir sein konnte. Erst schrieb sie mir herzliche Briefe ins Feld, schickte Zigaretten, Schokolade, selbstgestrickte Pulswärmer. Dann schrieb sie kühler, vorsichtiger, vieles widerfuhr. Und schließlich teilte sie mir ihre Kriegstraumung mit dem kleinen, dicken Proviantamtsinspektor mit.

Ja, und trotz allem — ich darf ihr doch nicht böse sein. Sie weiß ja nicht, was ich inzwischen mit George Degullie erlebt habe, den sie liebte, und was ich auf dem Gewissen habe. Sie soll es auch nie erfahren.

Es klingelt, die ersten Gäste unseres kleinen Familientages kommen. Lore ist immer noch eine schöne Frau. Aber nun hat sie ihren zwanzigjährigen Sohn mit,

und ihre schwarzen Haare sind schon ein bißchen mit weißen Fäden durchsetzt. Der kleine Rechnungsrat mit der Glatze ist sehr gut aufgeleitet, er redet und redet. Ich sehe Lore heimlich an, kann es nun erst recht nicht fassen, wie sie zu dieser Ehe kam. Sie sieht an mir vorbei. Es ist immer noch Liebe und Haß in mir, das fühle ich deutlich. Bei Tisch beherrscht der Rechnungsrat allein die Unterhaltung. Er ist sehr stolz auf seine Frau, strahlt sie an. Sie ist freundlich überlegen zu ihm. Man könnte meinen, sie würde ihm im Augenblick die Serviette um den Kragen knöpfen, damit er sich nicht mit meinen Eiern bekleckere. Es ist etwas von der kühlen Überlegenheit in ihren Worten, die sie auch mir gegenüber oft anwandte. Ich muß an jene Stunden des Kampfes denken, vor einundzwanzig Jahren, und die unsinnige Wut packt mich wieder. Es ist Haß in mir gegen die Frau, die zweimal unaufrichtig gegen mich war, zuletzt um dieses Trottelchen willen.

„Trink nicht so viel Tee, du wirst aufgeregt!“, sagt Lore zu ihrem Rechnungsrat. Er redet unentwegt. Meine Finger sind ineinander gekrämpt. Aber ich sage harmlos: „Ich habe einmal siebzehn Tassen Tee getrunken in einer Nacht.“ — „Siehst du?“ meint der Rechnungsrat zu Lore. „Ja, aber warten Sie nur ab, wenn ich Ihnen die Geschichte erzähle!“ sage ich. Die anderen sehen mich erwartungsvoll an. Lore blickt etwas unsicher zu mir herüber. Aber es ist etwas starr geworden in mir, es ist keine Liebe, und auch kein Mitleid mehr da.

„Das war damals, im Felde“, erzähle ich. „In einer unbekanntem Stellung, in bergigem, unübersichtlichem Gelände. Wir waren hundemüde, und der Tee sollte uns wachhalten, weil ein feindlicher Angriff erwartet wurde. Ich sitze mit dem Bataillonskommandeur hinter einem Felsen, eine Ordonanz bereitet uns hinten in einer Schlucht den Tee in einem großen Topf. Trinken Sie nicht so viel!“, sagt der Bataillonskommandeur, genau in dem Tonfall, wie eben jemand hier am Tische. Aber ich trinke einen Becher nach dem anderen. Meine Nerven waren damals sehr erregt, denn ich hatte am nämlichen Tage eine unangenehme Nachricht aus der Heimat bekommen.“

(Schluß auf Seite 149)

Der Meister

Von

Josef Kigam

Manchmal, wenn die schweren Hämmer ruhn nach dem Nüßen unsrer lauten Tage, breiten sich, wie eine stumme Klage, dunkle Schatten über unsrer Tun.

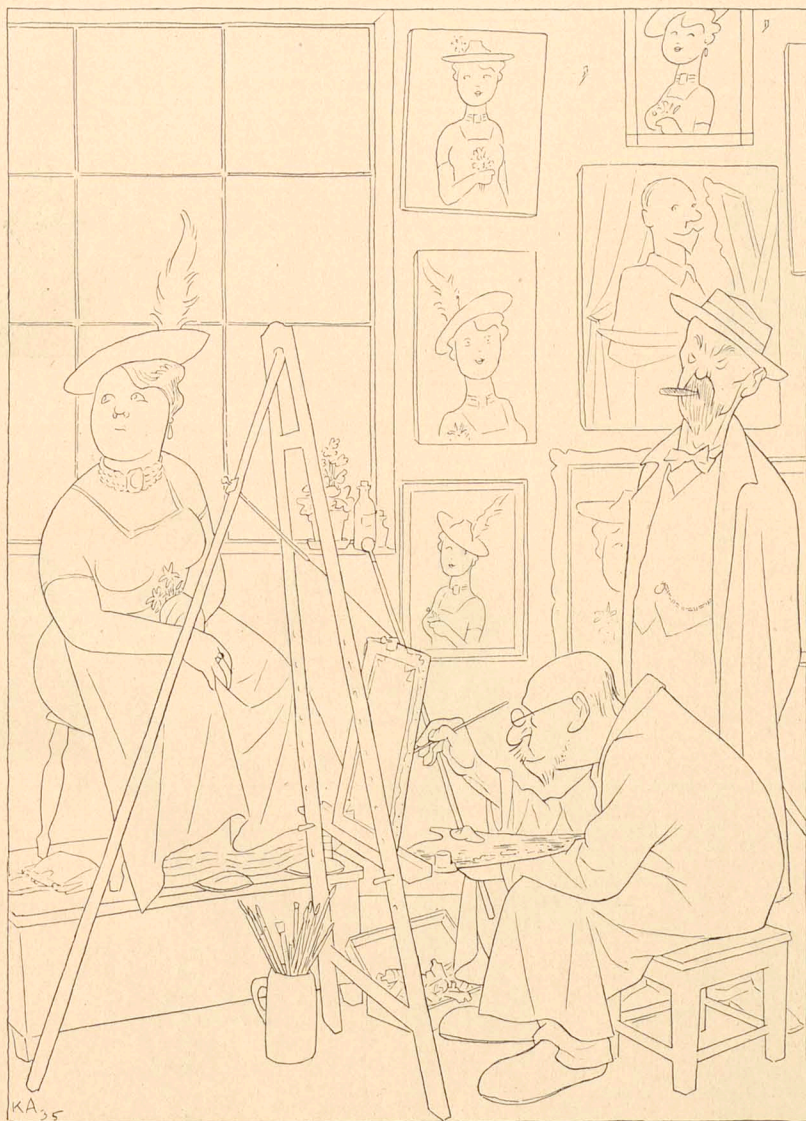
Wieder steht vor uns die große Frage, ob den armen Händen auch der Klang unsrer dunklen Sehnsucht recht gelang — —

Bis der Eine plötzlich bei uns ist, der uns lehrt, Stein an Stein zu fügen. Bis aus seinen ersten, hohen Zügen uns die Weihe unsres Schaffens grüßt.

Und wir klammern uns an sein Gesicht, das uns gut ist wie ein Sommerregen, und fein Auge, das den Abendregen, zu den Sternen aufgewendet, spricht.

Der Fachmann äußert sich

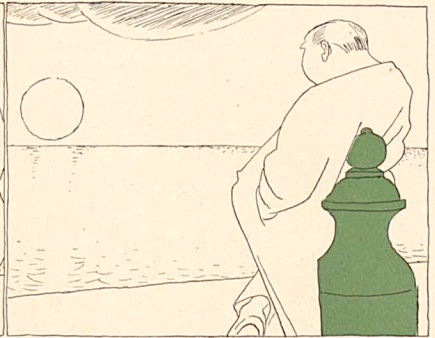
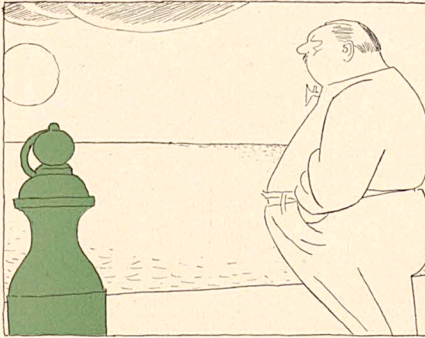
(Karl Arnold)



„Woaßt, mit da Kunst is 's wia mit die Weiber: erst nach jahrelanger Erfahrung kumst hinter die Schlich'!“

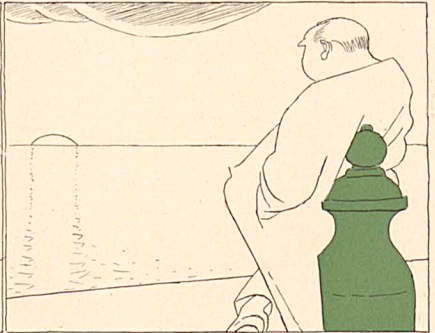
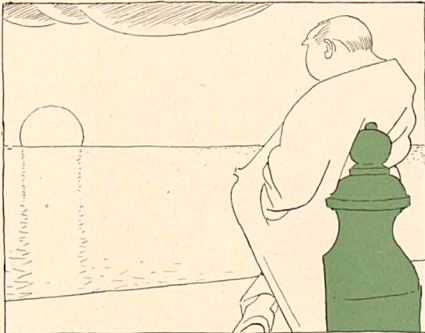
Naturbetrachtung, im Pensionspreis inbegriffen

(Olaf Gulbransson)



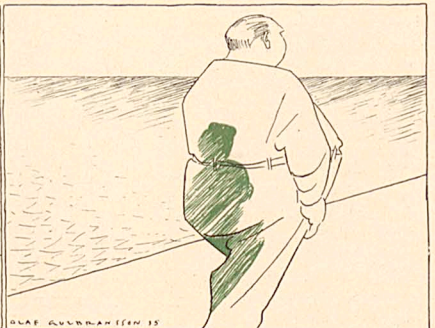
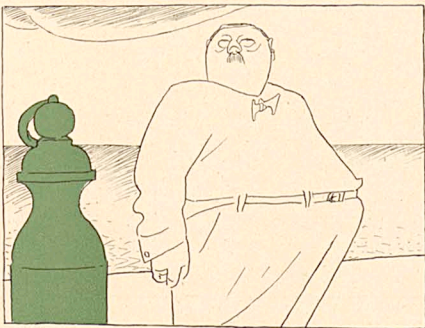
„Gold'ne Abendsonne —

— nun geht sie unter —



wie auch wir einmal —

— untergehn —



Donnerwetter, heute abend gib't ja Renken!

Gebacken oder blau?''

Der Familientag

(Schluß von Seite 146)

Ich schweige einen Augenblick. Ich sehe, daß Lore sehr bleich ist.
„Ja, und wie ich wohl bei der siebzehnten Tasse bin, da saust es mir plötzlich in den Ohren. Es schwindelt mir ein wenig, und ich muß mich zurücklehnen an die Felswand. Die Augen halte ich krampfhaft offen, aber den dicken Baum, der eben noch vor uns stand, sehe ich nicht mehr. Statt dessen sehe ich eine junge Frau, die an einem Tisch sitzt und schreibt. Plötzlich knefft sie ein Auge ein und richtet den Federhalter zielend auf mich. Ich packe den Bataillonskommandeur im Genick und drücke ihn zu Boden, werfe mich selbst daneben. Im nächsten Augenblick kracht der Schuß, das Geschöß schlägt an den Felsen, an dem eben noch mein Kopf lehnte...“
Der Familientag lauscht atemlos, die Jungens haben mich mit offenem Munde umringt.
„Ich greife nach einer Handgranate, die neben uns liegt, ziehe sie ab und schleudere sie gegen den Baum. Unsere Ordonanzen werden lebendig, Schüsse knallen. Die feindliche Schleichpatrouille, die zufällig auf uns gestoßen war, wird verjagt. Aber der unter dem Baum, der geschossen hatte, bleibt liegen.“

„Tot?“ ruft der kleine Rechnungsrat dazwischen. „Sie haben ihn getötet, mit der Handgranate?“ — „Ja“, sage ich. „Um ein Haar hätte er ja mich erschossen, wenn ich nicht so gut aufgepaßt hätte. Oder vielmehr, wenn der allzu reichliche Teegeuß meine Sinne nicht überwach gemacht hätte.“

Lore versucht zu lachen. Aber sie soll nicht lachen. Einmal soll auch sie etwas empfinden von all dem Herzeleid, das sie mir zugefügt. Ich weiß, daß ich von Sinnen bin, aber ich fahre trotzdem fort. „Es war freilich schrecklich“, sage ich, „wie ich nun den Toten unter dem Baum betrachtete. Offizier eines französischen Linienregiments. Gewiß hatte er Angehörige in Frankreich, die seinen Tod betrauern würden. Ich wollte ihm einen letzten Dienst erweisen, zu meiner eigenen Beruhigung, knöpfte seinen Rock auf, um Namen und Adresse aus seinen Papieren zu erfahren...“ Jetzt zitterte meine Stimme, aber ich sagte es dennoch: „Noch heute sehe ich die sauberen Schriftzüge des Kanzlisten im Paß dieses Mannes vor mir — George Deguille.“

Ein Stuhl wurde gerückt, jemand lief in den Garten. „Sagen Sie, sagen Sie“, fragte der kleine Rechnungsrat erregt, „wie lange dauert es eigentlich, bis so eine Handgranate krepieri, wenn man sie abgezogen hat?“ Meine Frau trat zu mir:

„Du hättest diese schreckliche Geschichte nicht erzählen sollen, die Stimmung ist gestört...“

Die meisten waren schon im Garten. Lore sah ich nicht. Aber ihr zwanzigjähriger Sohn tobte mit den Jungen umher, die, aufgeregt durch meine Erzählung, Krieg spielten. Peng, peng — knallten sie hinter den Büumen hervor. Und als ich plötzlich Lore's Sohn an einem Baume stehen sah und mit einem Stock im Spiele zielen, erschrak ich. George Deguille, der im Walde auf mich angelegt hatte, war wieder-erwacht. Ich mußte an Paris denken und an jenen Mann, den ich dort so oft lauernd und offenkundig beobachtet hatte. Es war kein Zweifel möglich... Der Junge hier war ihm wie aus dem Gesicht geschnitten. Meine Augen suchten Lore. Sie kam bleich und verstört auf mich zu. Sie schien in meinen Blicken zu lesen. „Ja“, sagte sie einfach, auf den Jungen blickend. „Begriffst du nun alles?“ Wir gingen schweigend nebeneinander. „Habt ihr ihm damals bestattet?“ fragte sie plötzlich leise. „Ja.“ — „Würdest du die Stelle noch finden?“ — „Das ist nicht ganz unmöglich.“

Der kleine Rechnungsrat kam schwatzend auf uns zu. Er wischte sich mit dem Taschentuch über die Glatze, schob seinen Arm in den meinen und bestürmte mich mit Fragen.

U. S. A.

(R. Kriesch)



„Geschäftsaufschwung, Jack?“ — „Pah, gestern habe ich dem Bankier das Kind geklaut, und heute macht der Schuft Pleite!“

Um das Gedächtnis des Menschen ist es selbst am besten. Es gibt Ereignisse, die von solcher Bedeutung sind, daß man glaubt, man könne sie niemals vergessen; aber schon nach kurzer Zeit haben sich andere Dinge zwischen uns und das Ereignis gestellt, die Erinnerung verblüht, und bald ist alles vergessen. Aber dann gibt es wieder Dinge, die so geringfügig sind, daß man sich wundert, daß man sie nicht schon nach kurzer Zeit vergessen hat — aber nein, man vergißt sie nicht, immer wieder, noch nach Jahren, muß man daran denken.

Ich will von einem Erlebnis berichten, das so klein ist, daß es kaum die Bezeichnung Erlebnis verdient, daß ich aber trotzdem nie vergessen werde.

Dies ist eine wahre Geschichte. Wenn ich sie erzählt haben werde, wird man mir es glauben. Es ist schon einige Jahre her. Ich lebte damals in einer rheinischen Stadt, ich war jung und einsam, ich hatte kaum das Nötigste zum Leben, und meine schönste Freude war es, die weit über die Grenzen der Stadt berühmten Konzerte zu besuchen, die regelmäßig alle vertreten, was Anspruch darauf erhob, einige Geltung zu haben, und es bleibt unentschieden, ob die Freude an der Musik größer war als das Vergnügen, in den Pausen inmitten einer dichten Menge zu stehen, zu beobachten und selbst gesehen zu werden.

Das Orchester war vorzüglich. Der Name des Dirigenten hatte einen guten Klang, oft waren Männer von bestem Rufe zu Gast, kurz, das Orchester war mit Recht stolz auf seinen Ruf und seine Leistungen, und ein frischer Geist durchwehte das Ganze.

Nun hatte der Dirigent die allerdings wohl selten zu findende, aber sehr lobenswerte Einrichtung getroffen, daß fast an jedem Abend einer seiner Musiker in irgendeinem Stück als Solist auftrat, und zwar stellte der Dirigent entgegen allem Herkommen nicht nur seine besten Leute heraus, sondern er wies im Laufe der Wochen jedem einmal diese ungewohnte Ehre. Ob er es tat, um seine Leute zu fördern, oder ob er auf diese Weise seine Musiker den Zuhörern allmählich immer näher bringen wollte, vermag ich nicht zu sagen; aber jedenfalls waren alle Teile mit dieser Einrichtung zufrieden.

In der Reihe der Ersten Geiger spielte als achter und letzter ein junger Musiker, er saß ganz hinten an der Wand und geigte brav und redlich allsonntäglich seine Noten herunter. Er war wohl der jüngste unter seinen Kollegen, sein schwarzer Rock war so alt, wie er selbst jung war, und paßte ihm auch nicht recht. Aber das waren ja wohl nur äußerlichkeiten. Was er als Musiker leistete, wußte ich nicht, sein Spiel ging etwas über das Übliche im Klängen der großen Orchesters verloren.

Und eines Tages betrat auch er das Podium neben dem Dirigentenpult. Unbeholden, wie in sich zusammengekrochen, stand er da, er wagte nicht, die den Saal zu schauen, aus dem ihn in lautloser Stille tausende Augen anstarrten, und zum ersten Male fühlte er die tiefe Beklemmung, als Einzeler einer mitteilungslosen harten Menge ausgeliefert zu sein und bestehen zu müssen.

Dann setzte er den Bogen an und spielte. Es war ein Violinkonzert, nicht ein schweres, er spielte es sauber und ordentlich, und er hätte die nicht allzu anspruchsvollen Zuhörer wohl bald in seinen Bann gezogen, und es wäre alles in guter Ordnung gewesen, wenn nicht — ja, wenn nicht! Ich saß etwa in der Mitte des Saales. Und gleich allen anderen Zuhörern lauschte ich den weichen Tönen, freute mich, dem flinken Spiel der Finger zu

zuschauen. Ich hörte auf die Musik und lauschte zugleich in mein Inneres und ließ mich von meinen Gedanken in unbekannte glückliche Fernen tragen, weiter und immer weiter. Aber da sah ich plötzlich etwas; meine Aufmerksamkeit wurde von dem Spiel abgelenkt und auf eine lächerliche Kleinigkeit gerichtet.

An der Nase des jungen Künstlers bildete sich langsam, unmerklich langsam ein klarer Tropfen, wurde größer und größer und leuchtete nach kurzer Zeit blitzend im strahlenden Lichte des hell erhellten Podiums. Die alle erbaute Klänge Anspannung und Spannung erfaßte mich. Wird der Tropfen noch größer werden und am Ende auf die glänzende braune Geige fallen? Was wird dann geschehen? Ach, wohl nichts, aber es war mir schrecklich, zu wissen, daß dieser Tropfen, diese alberne dumme Kleinigkeit, von tausenden bängenden und schadenfrohen Augen beobachtet und mit heimlicher Spannung ausgekostet werden würde.

Aber der Tropfen fiel nicht. Er hing groß, still und glänzend an der Nase des unglücklichen Künstlers, der mit einer krampfhaften Unbekümmertheit und mit dem Mute der Verzweiflung das Konzert heruntergeigte. Die Geige sang, aber wer hörte wohl darauf? Der Tropfen, der schreckliche Tropfen, an ihm hingen tausend Blicke, an ihn dachten alle, doch er hing höhnisch glänzend und drohend über der Geige. Unreichbar für den armen Musiker, den die Noten zwangen, ohne Pause die Finger zu regen. Endlich kam eine Stelle in dem Violinkonzert, an der der Geiger den Bogen sinken lassen konnte

und das Orchester mit einem brausenden Schwung zu einem neuen Thema hinüberleitete. Und mit einem Aufatmen sahen die Zuhörer, wie der junge Künstler mit einem Tuche den Tropfen von der Nase wischte.

Aber weiter ging das Konzert. Und wieder dauerte es nur kurze Zeit, und schon hing abermals der alberne glitzernde Tropfen an der Nase des armen jungen Mannes. Es war schrecklich und doch nur eine Kleinigkeit, ein Nichts. Ich hörte kaum etwas von der herrlichen Musik, immer nur sah ich den verhängnisvollen, stetig anwachsenden Tropfen blitzend im Lichte der Lampen, und erwartete seinen langsamen Fall. Und wie es mir erging, wird es wohl allen Zuhörern und Zuschauern im Saale ergangen sein. Doch der Tropfen fiel nicht. Irgendwie zurückgehalten von einer rätselhaften Kraft schwabte er groß und blitzend über der Geige, doch er fiel nicht. Auf und ab liefen die Finger auf der Geige, aber kaum jemand nahm Anteil an dem Kampf des Künstlers mit seinem Instrument, an dem Bemühen, die kleinen schwarzen Notenköpfe zu einem kurzen klingenden Dasein zu erwecken; wo doch der heimliche, aber schreckliche Kampf eines Menschen mit einem lächerlichen Tropfen alle in eine beklemmende Spannung versetzte. Aber wie eine jede Stunde zu Ende geht, so fand auch dieses Konzert ein Ende.

Mit leerem Gesicht verbeugte sich der Künstler, mit einem Tuche wischte er seine Nase ab, und ein dünner Beifall belohnte seine Mühe. In einem heimlichen Aufatmen und unterdrücktem Plaudern und leisem Lachen hier und da löste sich das Spiel des Zuhörer.

Dies ist die ganze Geschichte. Sie hat nicht einmal eine Pointe. Aber ist es nicht trotzdem, als ob dieses Erlebnis einen tief verborgenen Sinn hätte? Ich mußte lachen über den unglücklichen jungen Künstler und empfand zugleich ein grenzenloses Mitleid mit ihm. Endlich hatte sich ihm einmal die Gelegenheit geboten, sein Können zu zeigen, vielleicht seine Zuhörer zu begeistern, ja, wer weiß, hätte nicht dieses erste Auftreten für ihn der Beginn einer hoch ehrenvollen Laufbahn werden können? — und nun hatte ein sinnloser Tropfen der Nase ihn lächerlich gemacht, die Wirkung seines Spiels zerstört. Und ich dachte mit Lächeln und Wehmut daran, daß wohl jedem von uns schon einmal solch ein Tropfen an der Nase das Spiel verderben hat.

Junger Mann erzählt

Von Richard Kirm

Billy Hogan spricht:

Ich arbeite in der Firma Robert Higgins Ltd. Das Büro liegt in der City. Mein Festen geht auf die Straße. Vorüberstrudeln die roten Busse, die hohen Taxis.

Ich schreibe immer wieder die gleichen Briefe.

Sie beginnen: „Dear Sir“ und enden: „Yours truly“.

Um die Mittagszeit nehme ich mein Frühstück.

In einem Lyonshaus bei billiger Musik und billigen Gesprächen.

Ich verdiene die Woche dreieinhalb Pfund.

Es geht mir nicht gut.

Es gibt Leute, denen geht es schlechter.

Mein Tag ist grau und lähmend, wie der Nebel da draußen.

Ich bin ein Clerk, wie es hunderttausend gibt

In dieser Wildnis, London geheißen.

Ich habe kaum Zeit, zu betrachten

Die leuchtenden Auslagen in der Underground-Station Picadilly,

Denn ich habe es immer eilig.

Nur:

Abends bin ich ein anderer. Ich danke:

Zane Grey und Max Brand. Denn sie schrieben

Für mich ihre Geschichten, damit ich abends träumen kann:

Ich bin ein Junge des goldenen Westens.

Meine Arme sind stark. Gefürchtet ist mein Griff

Nach der locker sitzenden Pistole.

Die Jungens in Jimmys Salon haben mich kennengelernt.

Mit eisernen Schenkeln presse ich

Auch den wildesten Mustang zu mildem Gehorsam.

Ich habe zwar Bob Milligan niedergeknallt,

Aber kein Sheriff konnte mir was tun.

Billy hob die Finger und schwor: Bob fing an.

Die kleine zärtliche Milly Taylor liebt mich.

Bald werden wir heiraten.

Abends stehe ich am Rosenzaun der Ranch ihres Vaters,

Und die Sonne sinkt

Blutrot in den goldenen Westen hinab.

Nicht weit von uns weidet

Der schwarze Hengst, der mich

Morgen wieder über die weite Steppe tragen wird.

Morgen? Ach, morgen

Wird Hast sein und Trübnis und Nebel und

Ich werde viele Briefe schreiben müssen.

Sie beginnen alle: „Dear Sir“ und enden: „Yours truly“.

Nutzt nichts

Koller klingelte. Das Mädchen öffnete die Tür. „Herr Dieber ist leider verweist!“ „Wissen Sie das auch genau?“ forschte Koller.

„Wieso soll ich das nicht genau wissen?“ meinte das Mädchen schnippisch.

„Wieso?“ sagte Koller. „Weil ich eben noch mit ihm telefoniert habe!“

„Nutzt nichts“, lächelte das Mädchen, „unser Telefon ist schon seit sechs Wochen gesperrt!“

Fundstück

Aus den „Dresdner Nachrichten“: Seltene Laune des Blitzes. Vor einigen Tagen schlug während eines schweren Gewitters ein Blitz in das Anwesen eines Landwirtes bei Linz. Der Blitz fuhr in den Kuhstall, wo eine Magd gerade mit dem Melken beschäftigt war. Zwischen Melkeimer und Kuh durchfahrend, betäubte der Blitzstrahl die Magd und die Kuh und fuhr dann durch den Schornstein wieder hinaus. Die Kuh mußte notgeschlachtet werden, während die Magd mit einem Nervenschock davonkam.

HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuer und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson) broschiert RM —,50, gebunden RM 1.60 einschließl. Porto und Verpackung

SIMPLICISSIMUS-VERLAG / MÜNCHEN 13
Postcheckkonto München 5802

Lieber Simplificissimus!

Ich strebte, von einer Tour kommend, durch den mächtlichen Buchenwald Stuttgart zu Tiefer Friede lag über den Wäldern; nur ab und zu von ferne das Hupen eines Autos. Die schönen Sandwege, die sich bis an den Hasenbergturn heranschlangen, lagen einsam und verlassen. Nichts ließ ahnen, daß man sich unmittelbar vor den Toren der „schwäbischen Metropole“ befand. Da hörte ich plötzlich von einer im tiefen Dunkel stehenden Bank eine weibliche Stimme sagen: „Sooo schön hab' ich mir's in Stuttgart doch nicht vorgestellt.“ Und ein tiefer männlicher Brummbaß antwortet leicht verwundert: „Worum? Hot's bei euch zu Haus keine solche Bänkle?“

Fundstücke

Inserat aus der Zittauer Morgenzeitung:
Weltpanorama Zittau
Nicht versium., verlängert auf alleinsten Wunsch!
Nur für Erwachsene!
Westafrika, Togo
ehemalige deutsche Kolonie, Tropisches Land,
Volk im dunklen Naturkostüm bei allerhand Ver-
rückungen.

In Frankfurt am Main war im Fenster eines kleinen Photogeschäfts folgendes Plakat: Wir entwickeln, vergrößern und beraten Sie.

In alle Krankenstuben gehört:



Im Spiel der Wellen: 20 Uhr 15 ein Walzer von Strauß! (Verkleinert entnommen den neuen Simplificissimus-Sammelheften.)

Ablenkung, Lachen!

Hochwertig und billig: Die fünf neuen SIMPLICISSIMUS-SAMMELHEFTE, je 60 Seiten stark, geheftet, Preis RM —,60 zuzüglich 30 Pfg. Porto, bei Bezug von drei Heften und mehr (sortiert) portofrei.

Simplificissimus-Verlag
München 13 Postcheck München 5802

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:

Kottler
Zum Schwabenwirt
Mozartstraße 31
Die original-österreichische Gaststätte

BERLIN:

Kottler Zur Linde
Warsburger Straße 2
s. d. Tauentzienstraße
Das Berliner Künstler-Lokal

Zeitungs-Ausschnitte

liefern:

Adressen

schreibt:

Wurfsendungen

erledigt:

für Sie

Adolf Schustermann

GEORGENTOR
BERLIN SO 16
RUMBLESTR. 30

Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811

Druckschriften bitten wir anzufordern!

MEHR HALTUNG!

Sofort gerade Haltung ohne jede Beschwerde erzielen Sie oder Ihr Kind durch den seit über 30 Jahre bekanntesten und bewährtesten Geradenhalter „Benefactor“ (Pat. 1.900.100) in Form eines Knie- (für Damen und Mädchen) - oder Rücken- (für Herren, auch von Kindern) - Korsetts. Angenehm, leicht, ganz unmerklich tragen. Es verleiht folge, Mächtigkeits-Bruststütze, mäßig stramm deckt unter den Armen ab. Gewissen. Für Damen außerdem Taillenweite. Viele Amerikaner, „harter“ Nachbestellungen zufriedener Kunden. Bei Nichterfüllung anstandslos Geld zurück! Auf Anforderung senden wir Ihnen gerne ill. Beschreibung. E. Schäfer Nachf., A 52, Hamburg 36 (seit 40 Jahren im Handelsregister eingetragen).

Ein Dokument der Inflation und Korruption

Berliner Bilder

von Karl Arnold / Kartoniert Mk. 1.50 franko

Gegen Voreinsendung des Betrages portofrei.

Simplificissimus-Verlag / München 13

Wer von schönen und gesunden Zähnen spricht, denkt an

Chlorodont

Schwachen Zähnen

fehlt wichtige Substitution befindet u. tolleres Caperton-Verfahren

DES DEUTSCHEN MICHELS BILDERBUCH

Von Bismarcks Tod bis Versailles Preis 70 Pfg. Simplificissimus-Verlag



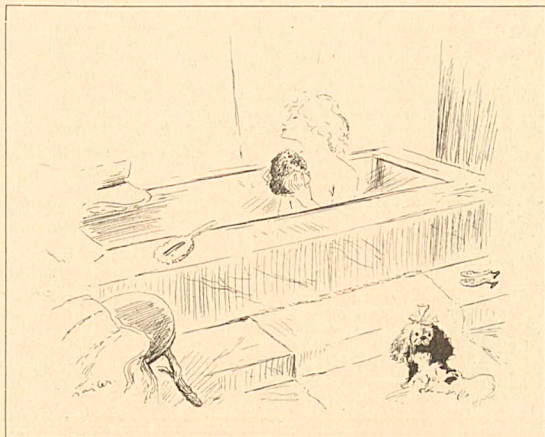
MASKORSETTS
auch für Herren, auch von Leuten, Hosenskorsetts u. Figurverschönerung, Damenwäsche, Seidenjeans-Kunst, Frauenwäsche, D.B.H.H. Bielefeld, Berlin W 9 1/3, Hamburg 31

Neurasthenic

Nervenschwäche, Nervenerstellung mit Funktionsstörungen, verbunden mit Schwächen der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkt aus ohne wertvolle Arzneimittel zu behandeln und zu heilen? Verwirrt, nach neuesten Erfahrungen be- arbeiteter Reizgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Mk. 1.50 in Diefmarken vom Sebauverlag durch Postfach Nr. 15, Schwabenheim 67 (Mainz)

Die Diplomatin

(A. Sailer)



„Ich werde doch an Fred auch noch schreiben! Heutzutage, wo so viele Pakte geschlossen werden! ...“

Das Rohr / Von kaspar kitt

Zwei Männer kommen mit einem langen Rohr auf den Schultern über die Straße. Das Rohr schien aus gebrannter Tonmasse zu sein. Es hat schätzungsweise eine Länge von vereinhalb bis fünf Metern. Die Männer halten an, lassen das Rohr vorsichtig von den Schultern und legen es in den Rinnstein. Die Männer gehen weg, irgendwohin. Meine möblierte Wirtin, Frau Klimmtsch, hat das Rohr auch schon bemerkt und wundert sich sehr. Ich sage, daß ich von nichts weiß.

Der Postbote, der Bäckerjunge und der Gerichtsvollzieher erhalten von mir die gleiche Auskunft.

Herr Bradzke von gegenüber klopft an mein Fenster: „Elende Aasschweinerel! Die wolln wohl schon wieder hier buddeln, was?“ Und geht aufgeregt weg. Die zwei Männer von vorhin erscheinen wieder, besichtigen das Rohr und gehen, weiß Gott wohin. Ein älterer Herr kommt, beklopft das Rohr mit seinem Spazierstock und schüttelt bedauernd den Kopf. Und eine junge Frau, die Umschau hält und nicht weiß wohin, ergreift freudig und dankbar die Gelegenheit und läßt ihr Töchterchen in das Asyl der Rohröffnung ein bißchen Pipi machen. Frau Klimmtsch bringt den Kaffee und wundert sich. Und dann ist die Schule aus. Eine Abteilung der mit Freudenrufen antosenden Jugend reitet auf dem guten Rohr, eine andere bemalt es schnell mit Kreide, eine dritte wirft Dreck hinein. O welch Jubel und Trubel! Die zwei Männer von vorhin pilgern herbei, halten eine Ansprache an die Kinder und versprechen Ohrfeigen. Dann entschweben sie wieder, weiß Gott wohin. Ein älterer, schon etwas verständigerer Junge holt einen Hammer. Es gelingt ihm unter Beifall, ein Stück Rohr abzuhauen. Frau Klimmtsch wundert sich. Die Männer von

vorhin sind wieder da, sprechen einige markige Sätze und verteilen Ohrfeigen. Die Mütter der Ohrfeigenkinder beleidigen die treuen Rohrmänner mit schrecklichen Worten. Die Männer gehen weg, niemand weiß wohin. Der größere, schon verständige Junge wirft nun dicke Steine durch das Rohr, am andern Ende ballern sie heraus und treffen teilweise den älteren Herrn mit dem Spazierstock. Der ältere Herr protestiert und erklärt, in ein Krankenhaus zu gehen. Die Rohrmänner erscheinen wieder und verteilen Ansprachen und Ohrfeigen. Frau Klimmtsch wundert sich. Der

ältere, schon etwas verständige Junge läßt nun die ganze Belegschaft durch das Rohr hindurch kriechen. Emil Ziernagel, ein außergewöhnlich dickes Jungkalb, bleibt in der Rohrmitte stecken. Was tut Emil? Er brüllt. Frau Klimmtsch wundert sich. Emils Mutter bleibt nicht untätig und will ihrem Liebling hinterdrein kriechen. Der ältere, schon etwas verständige Junge nimmt seinen Hammer und schlägt das Rohr total entzwei. Emil Ziernagel entsteigt und bekommt von seiner Mutter ein Stück Schokolade. Die Rohrmänner erscheinen und besichtigen sachlich die Rohrstümmer.

Etwas später sage ich zu Frau Klimmtsch, meiner Ansicht nach müßte man dann und wann in jede Straße oder auf jeden freien Platz hin und wieder solche Rohre hindepotieren, um Beschäftigung, Freude und Anregung zu schaffen. Das Leben, sagte ich zu Frau Klimmtsch, würde hierdurch meiner Ansicht nach schöner, intensiver und farbiger.

Fundstück

Aus dem „Ulmer Tagblatt“:

Alt. Brautpaar mit zwei erwachs. Töchtern sucht

3-Z.-Wohnng.

in Ulm od. Umg. Miete wird vorausbezahlt ...

Lieber Simplicissimus!

Bei der Behandlung der Geschichte von Maria und Martha schildere ich, wie Maria die Füße Jesu salbt und mit ihrem Haar trocknet. Stimme aus dem Hintergrunde: „Das muß aber gekrabbelt haben!“

Unser vierjähriger Manfred kommt mit der älteren Schwester aus der Kirche.

„Wie war's in der Kirche, Manfred?“ fragt der Vater.

„Schön“, antwortet der Kleine, „der Pfarrer ist die Treppe hinaufgegangen in den zweiten Stock und hat Mädchen erzählt.“

Gang zur Hausapotheke

Von Katarätsfr

Wenn's lange regnet, wächst der Pilz,
und zwar nicht bloß im Walde;
auch in der Leber und der Milz
und an der Seelenhalde.

Das ist ein Zustand, jammervoll!
Man rittelt an den Ketten
und fragt sich, wie man's machen soll,
ins Freie sich zu retten. ...

Was bin ich für ein Egel doch!
Hinab die sieben Stufen!
O liebes, braves Kellerloch,
du kommst mir wie gerufen!

Da schlummern sie im Dämmerlicht,
von Staub und Spinnweb flarend,
verfort, verriegelt und verpicht
der Auferstehung harrend.

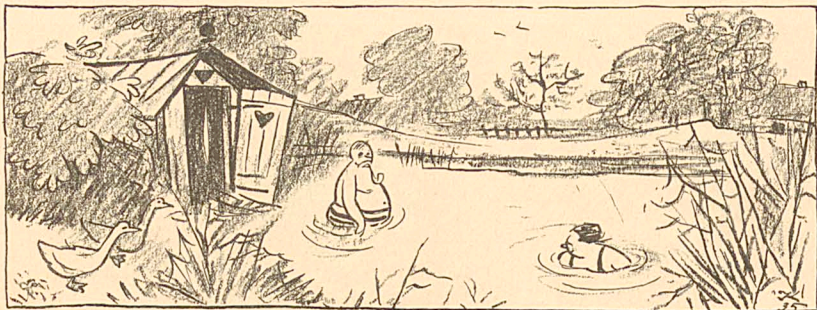
Die Ketten werden weich wie Lehm
und fangen an zu reißen.
Jetzt gibt es nur noch ein Problem:
ob Roten oder Weißen?

Erdbeben

(Wilhelm Schulz)



„Bin ich denn nicht schrecklich genug, daß sich die Menschen auch noch den Luftkrieg haben ausdenken müssen?!“



„Alma, tauch' sofort unter, ein Mann ist in Sicht!“

Das Schlimmere

Frau Schlüter war niemals eifersüchtig gewesen, aber über das, was Max ihr gestern angetan, würde sie wohl nicht hinwegkommen: er hatte geduldet, daß Frau Hänselein (zwar eine liebe und vertraute Nachbarin, jedoch: eine fremde Frau) sich eine Handlung erlaubte, von der die eigene Gattin nicht einmal zu träumen gewagt hätte!

Gleich nach Feierabend war Herr Schlüter, der Schmiedemeister, ohne daß er sich erst hatte seiner Berufskleidung entledigen können, zum Geldkassieren gegangen, und dann war es so, daß die Winterkälte mit den sechs-

unddreißig Mark, die er in der Tasche trug, gemeinsame Sache machte und sich zu der Verlockung verdichtete, bei Gastwirt Jansen vorzusprechen. Ein Zufall wehte zu gleichen Zeit Frau Hänselein herbei, die das bei Jansen beheimatete Telefon zu benutzen gedachte. Deshalb hatte Herr Schlüter nicht, wie sonst, die eigene Gattin holen lassen, sondern die Nachbarin gebeten, sich an einem Rumgrog zu laben. Anfangs hatten sie wohl neben dem Butterbrotschrank an der Theke gestanden, dann aber, weil dies den im Tageslauf ermüdeten Füßen dienlicher ist, setzten sie sich in eine Ecke. Weitere Groggs schwemmen leider Bruchteile des guten Tons davon, und Frau Hänselein wanderte (ob freiwillig oder unfreiwillig, war nicht zu ermitteln! Frau Schlüter sagte: freiwillig!) auf den rüßigen Lederschemel des Schmiedemeisters und blieb dort sitzen, als sei es so in der Weltordnung vorgesehen.

Nicht, daß Frau Schlüter

gegen den Platzwechsel viel einzuwenden gehabt hätte. Max war ein guter Mann, sie hatten vier erwachsene Kinder, und bei etwas Lustigsein nimmt man es nicht so schwer. Wenn Frau Hänselein sich auf das rüßige Arbeitszeug setzen mochte, war das jedenfalls ihre Sache!

„Ich tät's ja nicht“, erzählte Frau Schlüter. „Da muß Max sich doch erst umgezogen haben!“ Und dann erzählte sie weiter: „Na, inzwischen denk' ich mir denn, Max kommt und kommt nicht, der wird wohl bei Jansen hingengeblieben sein, geh man mal rüber! Und das tu ich denn! — Na, da seh ich ja alles! — Sitzen doch beide da und singen: Warum ist es am

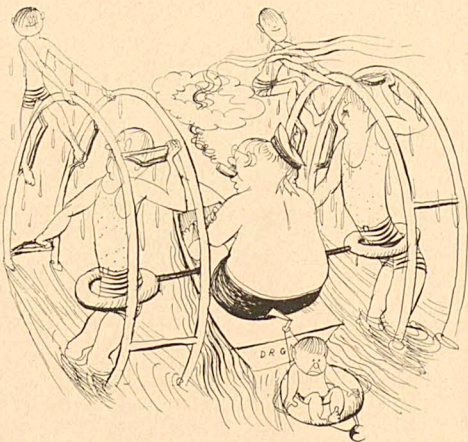
Rhein so schön, und sie auf seinem Schoß schlenkert mit den Beinen, — sind ja O-Beine, wissen wir doch alle, können sech's Dackel nebeneinander durchlaufen! Hab' ich ihr auch gesagt! — Und sie hat Schokolade in der Hand, hat Max ihr ja auch gekauft, kann er ja auch, sag ich nichts gegen! — und stippt damit —“

Hier überwältigte Frau Schlüter der Ärger. Über ihr nettes rosa Gesicht lief eine pralle kleine Entrüstungsrinne, die unständlich in einem schneeweißen Taschentuch begraben wurde. Und sie fuhr erbittert fort: „Wenn ich das täte . . . ! Ich glaube, dann würde Max sagen, ich bin wohl verrückt geworden! — Und stippt immerzu ihre Schokolade in sein Grogglas! — Und das verzeih' ich Frau Hänselein nicht!“

Käte Biel

Pater familias

(E. Croissant)



„Wenn ick die Ziehjarre jeraucht habe, denn fahre aber ick euch, Kinners!“

Sterilisieren

Der Maier-Bauer geht in die Krankenhausverwaltung und will die Rechnung für seine wegen Blinddarmentzündung operierte Frau bezahlen. Der Herr Verwalter fragt ihn, wie es der Frau geht, und ob sie zufrieden gewesen sei. Da kratzt sich der Maier-Bauer hinterm Ohr und meint: „Zufrieden sind wir schon gewesen, aber daß ihr meine Alte auch noch sterilisiert habts, döds hätt's ja doch net braucht, über döds sind mir scho längst naus!“ Da hat der Verwalter die Rechnung angeschaut und den Kopf geschüttelt. Auf der Rechnung stand: Operations-saalbenützung zehn Mark. Sterilisieren zwei Mark! Es war nicht leicht, den Maier-Bauern zu belehren, daß seiner Alten gar nichts geschehen sei, sondern daß nur die Instrumente für die Operation sterilisiert worden waren.

Gedenken für einen Schulkameraden

Von Anton Schnat

Er ist beim Baden eines Nachmittags ertrunken.
(Herr, gib ihm die ewige Ruhe!)
Die Sonne glitzerte mit Regenbogenfunken,
Am Ufer standen einsam schwarze Knabenschuhe.

Es war ein Sommer großer Schnatenschwärme,
Das Heu lag gärend auf den breiten Wiesen,
Es war ein Ungewisses in der Julwärme
Und in dem schwarzen Stod von Wolkenriesen.

Der Abendhauch sank auf den Fluß mit blauen Schleifen,
Noch immer trieb der Knabe in der Muschelfähle,
Und erst am Morgen konnten sie ihn greifen
Am Eisenrechen einer Sägemühle.

Er war der Schwärmerde von Sturm durchfurchten Meeren,
Er war der Sehender nach fernem Inselthronen,
Auf Schiffe wollte er und niemals wiederkehren
Und gang bei unbekanntem Fischerdöflein wohnen.

Wer kennt sein Schicksal? Seines war das Wasser,
Das dunkle, grüne, wo die Fische laichten,
Dort lauerten uralte Menschenhasser,
Dort lebten Wesen, die ihm Todeshände reichten.

Wir haben ihn am Friedhofstor begraben,
In allen Händen tropften gelbe Kerzen,
Die ganze Schar der kopfgefenkten Knaben
Trug Traurigkeit in den entsetzten Herzen.

Seidem bläst immer wieder Wind im Brückenbogen,
Und immer wieder werfen Fischer Garn und Netze,
Und immer wieder wird ein Toter aus dem Fluß gezogen,
Und immer wieder glänzen Sterne: ewige Gesetze.

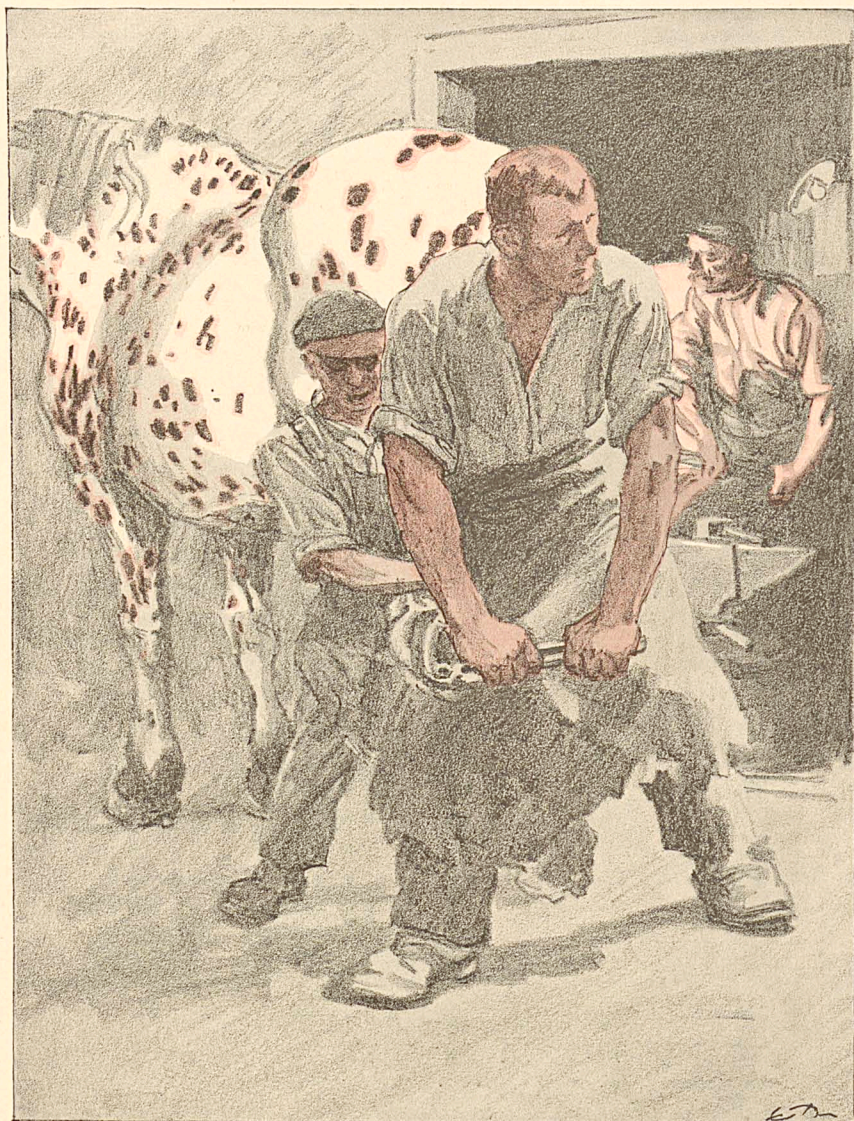
Der Froschkönig

(Alfred Kubin)



Zum Reichshandwerkertag 1935

(E. Ehler)



Feuer glüht, der Anboß klinget, jeder schafft an seiner Stelle,
Meister, Lehrling und Geselle, daß das gute Werk gelingt.